

Scheitern als Beginn

Gret Haller¹

Sehr geehrte Damen und Herren

Es ist fast zwei Jahre her, dass ich einen Brief erhielt mit einer Anfrage für das heutige Referat. Etwas später folgte ein Telefonanruf, und ich sagte grundsätzlich zu. Als ich den Hörer wieder auflegte, habe ich dennoch kurz leer geschluckt, wenn ich diese Metapher verwenden darf. Da wurde ich also für ein Referat angefragt, und zwar einfach deshalb, weil man mich offenbar als eine Spezialistin im Scheitern betrachtete. Ich für mich selber weiss schon seit langem, dass ich in dieser Hinsicht eine gewisse Lebenserfahrung habe und dass es mir gelegentlich gelungen ist, sie positiv umzusetzen. Diese Erfahrung hatte ich auch schon in Referaten oder Diskussionen thematisiert. Aber einfach so als Spezialistin im Scheitern zu gelten? Also Scheitern, das kann ich ja noch annehmen. Aber so ganz als Misserfolg auf der ganzen Linie, das dann bitte doch nicht. Wenn schon eine Spezialistin im Scheitern, dann wenigstens öffentlich umgesetzt, oder wenn Sie so wollen, dann wenigstens auch daraus eine Erfolgsgeschichte machen. Durch Ihre Anfrage für dieses Referat haben Sie mir nicht nur den Anstoss gegeben, mich mit meiner diesbezüglichen Ambivalenz noch etwas vertiefter auseinanderzusetzen. Sie geben mir auch die Möglichkeit, dies öffentlich – oder zumindest halböffentlich – zu tun, also genau das, was ich dann immerhin miteinbezogen haben möchte, wenn ich schon als Spezialistin im Scheitern gelten soll. Auch in diesem Sinne danke ich Ihnen ganz herzlich für Ihre Einladung zu diesem Kongress. Der Titel meines Vortrages hat sich bei mir in der Vorbereitung des Referates also bereits ein erstes Mal umgesetzt: «Scheitern als Neubeginn» führte mich zur etwas salopp formulierten Grundfrage, wie man aus dem Scheitern eine Erfolgsgeschichte machen kann. Eine Gebrauchsanweisung dazu kann ich Ihnen natürlich nicht geben. Aber ich habe versucht, einige Linien herauszuarbeiten, die ich auch durch persönliche Erfahrungen illustrieren werde.

Wer scheitert eigentlich? Oder noch besser gefragt: Wer kann überhaupt scheitern? Zunächst würde ich einmal sagen, scheitern kann nur, wer etwas gewagt hat, wer sich auf etwas eingelassen hat, das überhaupt schief gehen kann.

¹ Referat am 27. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Allgemeinmedizin (21.–23. Oktober 2004 in Bern) zum Thema «Scheitern und Poesie. Das Scheitern der eigenen Wünsche als Aufbruch zur Neuen Poesie»

Da habe ich nun also bereits ein erstes Kriterium gefunden, welches jene, die überhaupt scheitern können, in gewisser Weise zu interessanteren Erscheinungen macht als jene, welche schon gar nicht scheitern können, weil sie nichts wagen, die Langweiler sozusagen und natürlich auch die Langweilerin ...

So einfach ist es natürlich nicht, eine Sache in der Wertung in ihr Gegenstück umzudrehen, und ich werde darauf zurückkommen. Aber ich möchte Ihnen nun doch nicht vorenthalten, dass ich genau dies einmal ganz intensiv erlebt habe, und zwar im Zusammenhang mit jenem Ereignis, welches damals den Grundstein gelegt hat zu meiner Reputation als Spezialistin im Scheitern.

Vor genau zwanzig Jahren wurde ich in den Gemeinderat der Stadt Bern gewählt, das ist also die Stadtregierung, welche damals und bis heute aus sieben vollamtlichen Mitgliedern besteht. Es ist wirklich fast auf die Woche genau zwanzig Jahre her, denn im nächsten Monat sind hier wieder städtische Wahlen, und da wird genau diese Exekutive von sieben auf fünf Mitglieder verkleinert werden. Damals war ich 37 Jahre alt, lebte erst seit zehn Jahren in Bern und hatte meinen Zürcher Dialekt bewusst beibehalten, nachdem ich die ersten 27 Jahre meines Lebens in Zürich verbracht hatte. Vorangegangen waren zwei Legislaturen, also acht Jahre im Stadtparlament, welches hier Stadtrat heisst. Ich war – und bin immer noch – Sozialdemokratin, galt als Feministin – auch das bin ich wohl immer noch, auch wenn es dafür heute andere Beziehungen gibt, die mir nicht mehr so geläufig sind –, und so lasteten viele Erwartungen auf mir, positive und negative. Das war 1984. 1988 wurde ich aus dem Gemeinderat abgewählt. Meine Gegner frohlockten, jene in den anderen Parteien, aber auch jene in den eigenen Reihen. Und insbesondere viele Frauen aus fast allen politischen Lagern waren empört. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich den Beruf als Gemeinderätin acht Jahre ausüben würde, vielleicht auch 12 Jahre, und nachher würde ich ja dann beruflich wieder weitersehen können. Von dieser Abwahl bin ich selber völlig überrascht worden, jedenfalls soweit ich mir dies bewusst war. Und ebenso war ich danach zu hundert Prozent sicher, dass dies das Ende meiner politischen Laufbahn bedeutete. Zwar hatte ich immer noch meinen Sitz im Nationalrat, in den ich ein Jahr zuvor gewählt worden war. Aber nichts und niemand hätte mich in jenen Monaten nach den städtischen Wahlen von der

Überzeugung abbringen können, dass ich bei den nächsten Wahlen auch aus dem Nationalrat abgewählt werden würde, weshalb es wohl fast besser sei, gar nicht mehr zu kandidieren, damit ich das nicht nochmals erleben müsse.

Dass ich diese Geschichte erzähle, hat damit zu tun, wie diese meine Überzeugung dann doch ins Schwanken geriet. In den drei Jahren eidgenössischer Politik, die ich damals bis zu den nächsten Wahlen 1991 noch vor mir hatte, bewarb ich mich um einen Sitz in der Delegation beim Europarat. Da ich mich in der Schweiz für politisch abgeschrieben hielt, wollte ich meinen Horizont wenigstens im Ausland erweitern. In den Parlamentariergremien des Europarates war es üblich, dass man sich als Neankömmling kurz vorstellte, dass man insbesondere den politischen Werdegang schilderte. Dies tat ich immer mit der nötigen Behutsamkeit, um meine Abwahl in der Stadt Bern nicht zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen. Und sehr oft war ich mit der selben Reaktion meiner Gesprächspartner konfrontiert. Sie lautete sinngemäss etwa so, dass mir aufgrund dieser Erfahrung ja nun sicher alle Türen für interessante politische Laufbahnen offenstehen würden. Diese Sicht hatte natürlich objektiv mit den unterschiedlichen Regierungssystemen zu tun. Während im Schweizerischen Konkordanzsystem wenigstens damals noch die Abwahl aus einer Exekutive höchst selten war, bestehen in allen europäischen Staaten Konkurrenzsysteme mit Regierung und Opposition, und da ist es überall völlig normal, dass Regierungstätigkeit unerwarteterweise zu Ende gehen kann, sei es durch einen Regierungswechsel, sei es dadurch, dass ein Ministerpräsident eine neue Koalition eingeht oder dass er sonstwie Regierungsmitglieder auswechselt, was keineswegs bedeutet, dass diese versagt haben müssen. Ohne dass ich es wollte, begann ich umzudenken. Und so führte denn meine Wiederwahl in den Nationalrat zu ganz neuen Ufern, die ich mir 1988 schlicht nicht hätte vorstellen können.

Nun möchte ich darauf zu sprechen kommen, was Scheitern bedeuten kann, was sich da überhaupt abspielt. Scheitern kann eine ganz gewöhnliche Kurskorrektur bedeuten. Wenn ich in Olten in den falschen Regionalzug einsteige, und statt dass ich über Aarau Richtung Brugg fahre, biegt der Zug nach links über die Aarebrücke ab und fährt in den Haussteintunnel ein, dann kann ich bei der ersten Station aussteigen, und die heisst Tecknau. Ich weiss das so genau, weil es mir 1975 einmal passiert ist, und noch heute kommt es mir jedesmal in den Sinn, wenn ich nach Basel unterwegs bin und in Tecknau zufällig aus dem Fester schaue, was recht häufig der Fall ist, da man ja genau an dieser Stelle sich zum ersten Mal vergewissern kann, ob es nun auch nördlich des

Juras so dicken Nebel hat wie manchmal im Mittelland. Ich nehme also den ersten Zug von Tecknau zurück nach Olten und rufe in Brugg an, wo ich ein Treffen vereinbart habe, dass ich später eintreffen werde. Dies ist die typische Sackgassen-Erfahrung. Man muss retour, um auf dem richtigen Weg wieder weiterzukommen. Ich glaube nicht, dass wir solche Vorgänge als Scheitern empfinden, auch wenn das Einschlagen der falschen Richtung länger gedauert hat, sei dies nun in beruflichen Ausrichtungen oder in persönlichen Beziehungen.

Wenn ich von Kurskorrekturen gesprochen habe, so ist dies letztlich etwas Äusseres, man korrigiert einen Fehlverlauf in den äusseren Umständen oder Abläufen. Eigentliches Scheitern hat aber mit etwas Innerem zu tun, und damit kommen wir der Sache glaube ich etwas näher. Wenn sich im Inneren eines Menschen etwas verändern soll, in seiner Seele oder in seinen Denkstrukturen oder in seiner Selbstwahrnehmung, dann zeigt sich dies ja meistens nicht direkt, sondern es zeigt sich darin, dass etwas Äusseres schief geht.

Und wenn der oder die Betreffende dann lediglich eine äussere Kurskorrektur vornimmt oder sich rein äusserlich umorientiert, dann wird sich das selbe Scheitern möglicherweise später wiederholen.

Bevor ich Berufspolitikerin wurde, arbeitete ich als Scheidungsanwältin. Scheidungen wurden damals von vielen Personen immer noch als das persönliche Scheitern par excellence betrachtet – das ist teilweise heute noch so. Ich habe damals einen Unterschied beobachten können im Verhalten des Durchschnittes der geschiedenen Frauen und der geschiedenen Männer – ich betone, dies war eine Durchschnittswahrnehmung, es gab also immer auch Gegenbeispiele. Männer gingen meistens sehr rasch eine neue Beziehung ein, und dies in der Überzeugung, die falsche Frau nun durch die richtige ersetzt zu haben. Frauen taten dies seltener, sie liessen häufiger die Dinge etwas gedeihen, auch in sich selber. Ich weiss nicht, ob das heute auch noch so ist, meine Beobachtungen datieren aus den späten siebziger und den frühen achtziger Jahren. Aber das Beispiel des Umsteigens von der falschen auf die richtige Frau kommt mir deshalb in den Sinn, weil ich vermute, dass in einigen dieser Fälle ein erneutes Scheitern auch schon mit vorprogrammiert gewesen ist.

Gerade anhand dieses Beispiels möchte ich nun aber meine eingangs gemachte Aussage in Frage stellen, dass nur scheitern kann, wer etwas gewagt hat. Heiraten – oder allgemeiner ausgedrückt das Eingehen einer Zweierbeziehung – erscheint den meisten Leuten als etwas so Selbstverständliches, dass sie diesen

Zustand in irgend einer Weise herbeiführen, jedenfalls am Anfang ihres Lebens. Man weiss um die Möglichkeit des Scheiterns, aber man lässt sich darauf ein. In diesem Bereich wäre es wohl vermessen, die Welt in Langweiler und andere einzuteilen, also Langweiler, die nichts wagen und deshalb auch nicht scheitern können, und auf der anderen Seite Personen, die frisch und fröhlich zu scheitern wagen. Hier wäre ich dann doch nicht einverstanden damit, dass eine gesellschaftliche Wertung einfach umgedreht wird. Nun aber zum Neubeginn. Ein Beispiel für Scheitern ohne Neubeginn habe ich eben erwähnt. Es reagiert auf die Geschehnisse mit einer äusseren Kurskorrektur, obwohl das nicht genügt.

Soll das Scheitern wirklich zu einem Beginn werden, dann muss es auch und vor allem ein innerer Neubeginn sein, der dann später vielleicht auch zu äusseren Veränderungen führt.

Erlauben Sie mir, nochmals auf mein Beispiel von 1988 zurückzukommen. Zunächst sass ich in meiner Wohnung in einem Blumenmeer, und fast schien mir, als wohnte ich meiner eigenen Abdankung bei, meiner Abdankung als Politikerin. Relativ bald beschloss ich, ein Jahr lang, nämlich während des Jahres 1989, betreffend meine berufliche Zukunft nichts zu beschliessen, sondern mich auf die Nationalratsarbeit zu beschränken. Aber in diesem schwierigen Jahr, welches verständlicherweise auch depressive Züge trug, erkannte ich langsam, was mein Scheitern möglicherweise mitverursacht haben könnte. Was ich in der Stadtregierung hatte umsetzen wollen, war nach wie vor richtig, wie auch die Konsequenz, mit der ich dies getan hatte. Aber die Art und Weise meines Vorgehens musste vielen Leuten Angst gemacht haben, sonst wäre bei ihnen die Erleichterung über meinen Abgang nicht so gross gewesen. Ich begann einzusehen, dass ich in meiner politischen Aktivität davon ausgegangen war, dass alle Leute so funktionieren würden wie ich selber, oder – noch schlimmer – dass sie eigentlich so funktionieren müssten, wenn die Welt in Ordnung sei. Es begann mich zu interessieren, warum ich gewissen Leuten Angst machte. Ab 1990 hatte ich dann mein internationales Erfahrungsfeld, auf welchem ich dies alles ausprobieren konnte. Es war die absolut faszinierende Zeit nach dem Mauerfall, als wir westeuropäischen Parlamentarierinnen und Parlamentarier ständig in Mitteleuropa unterwegs waren, in Ungarn, der damals noch existierenden Tschechoslowakei, Polen, und später auch in Rumänien und Bulgarien. Wir erklärten, was Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit bedeutet und wie man politisch mitein-

ander umgehen könne, auch wenn man verschiedenen Parteien angehöre. Meine persönliche Erfahrung und meine inneren Entwicklungsschritte vermischten sich sehr bald mit dieser politischen Vermittlungsarbeit. Und dies in einem Umfeld, in welchem es niemandem auch nur in den Sinn kam, mich als gescheitert zu betrachten. Ich bin heute aus grosser politischer – vor allem friedenspolitischer – Überzeugung eine deklarierte Europäerin. Aber ich habe diesem Europa und seiner Öffnung nach Mitteleuropa und Osteuropa auch persönlich sehr viel zu verdanken. Damals wusste ich allerdings noch nicht, dass ich mit Europa später noch in ganz anderer Weise konfrontiert sein würde, welche wiederum mit Scheitern oder Nicht-Scheitern zu tun hat.

Eine erste Schlussfolgerung wäre also, dass eigentliches Scheitern, welches nicht nur eine äussere Kurskorrektur darstellt, nur dann zu einem Neubeginn führen kann, wenn sich innerlich etwas verändert, wenn der Neubeginn auch in einer Veränderung der Selbstwahrnehmung besteht. Vor diesem Hintergrund habe ich den Untertitel Ihres Kongresses gelesen, wonach der Aufbruch zusammengebracht wird mit dem *Scheitern der eigenen Wünsche*. Damit bin ich nun zum Teil einverstanden, zum Teil aber auch nicht. Wenn die Wünsche auf äussere Dinge gerichtet waren, dann bin ich mit dieser Aussage einverstanden, denn es kann nur gut sein, solche Festlegungen gelegentlich abzustreifen.

Wenn es aber Wünsche sind, die das Innere betreffen, oder Wünsche, die darauf gehen, wie die Welt sich entwickeln sollte, dann kann das Scheitern solcher Wünsche auch eine Art Resignation bedeuten. Manchmal ist es gut, sogar geradezu verzweifelt an solchen Wünschen festzuhalten.

Dazu möchte ich nun in einem zweiten Teil noch auf eine ganz andere Erfahrung zu sprechen kommen. Es gibt ja einen privaten und einen öffentlichen Bereich des individuellen Lebens, es gibt deshalb das individuelle Scheitern und das kollektive Scheitern. Ich glaube, dass diese beiden Bereiche viel enger miteinander verknüpft sind, als man gemeinhin annimmt. Kollektive Ereignisse, also gesellschaftliche und vor allem politische Ereignisse, prägen unser individuelles Erleben mehr, als wir meinen – Stichwort Angst vor Terroranschlägen. Und in der Wahrnehmung der politischen und gesellschaftlichen Abläufe sind wir umgekehrt von dem mitgeprägt, was wir persönlich im individuellen Bereich erleben, und sei es nur durch eine grössere Sensitivität für gewisse Belange oder im Gegenteil durch eine Verweigerung der Wahrnehmung gewisser Belange.

Das grosse politische Scheitern im weltweiten Massstab trägt heute offiziell drei Namen: Kosovo, Afghanistan und Irak. Für mich trägt dieses Scheitern vier Namen, und zwar in chronologischer Reihenfolge Bosnien-Herzegovina, Kosovo, Afganistan und Irak. Ich bin überzeugt, dass die Vierteiligkeit dieses Scheitern den objektiven Tatsachen entspricht. Alles, was in Kosovo, Afghanistan und im Irak schief gelaufen ist, war auch schon in Bosnien angelegt, nur hat man dies damals noch nicht auf so breiter Basis wahrnehmen können. Gescheitert ist in allen diesen Gegenden nicht etwa die militärische Intervention, auf deren Rechtfertigung oder Nicht-Rechtfertigung ich hier jetzt gar nicht eintreten will. Gescheitert ist der Wiederaufbau friedlicher und gewaltloser Strukturen, gescheitert ist das, was wir hierzulande als Staatsaufbau bezeichnen würden. Auf die Details, die fast notwendigerweise zu diesem Scheitern führen mussten, will und kann ich hier ebenfalls nicht eintreten. Was Bosnien-Herzegovina anbelangt, habe ich diese Analyse ja in meinem letzten Buch¹ festgehalten, und dies in einem Zeitpunkt, in welchem man noch nicht wissen konnte, dass sich die selben oder immerhin analoge Abläufe in Afghanistan und noch deutlicher im Irak ergeben würden. Hingegen erscheint mir dieses weltweite Um-sich-Greifen des Scheiterns hier deshalb erwähnenswert, weil ich eine ganz klare Abgrenzung vornehmen möchte.

Ich möchte klar darlegen, was ich unter Scheitern als Beginn *nicht* verstehe.

Es gibt einen ganz grundlegenden Unterschied zwischen den heutigen europäischen und den US-amerikanischen Denkstrukturen. Am einfachsten kann ich diesen transatlantischen Unterschied mit den Begriffen «neu» und «alt» erklären. Wenn etwas neu ist, dann erscheint es dem US-amerikanischen Denken als gut und erstrebenswert. Alt ist in diesem Denken demgegenüber negativ apostrophiert. Diese Wertung kommt aus einer jahrhundertealten Prägung, sie wurde keineswegs von Herrn Rumsfeld erfunden, als er die Einteilung in altes und neues Europa propagierte. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten besteht fast vollumfänglich aus individuellen Einwanderern und ihren Nachkommen, welche das Alte hinter sich gelassen haben und in eine «neue» Welt aufgebrochen sind. In der ursprünglichen Interpretation der puritanischen Pilgerväter, welche den USA bis heute ihren Stempel aufdrückten, hat dieses Neue durchaus auch einen religiösen Aspekt, die neu zu schaffende Welt ist rein und hei-

lig, sie will besser sein als das Alte, das man hinter sich gelassen hat, insbesondere besser als das alte, verruchte Europa, das eben gerade fast 100 Jahre Zerrissenheit und Anarchie aufgrund der Religionskriege hinter sich hatte. Europa hatte aus diesem hundertjährigen Desaster auch herausgefunden, indem etwas Neues konstruiert worden war, nämlich der Westfälische Friede von 1648, in welchem das Völkerrecht erfunden worden war. Gleichzeitig hatte man die Religion definitiv in die übergeordnete staatliche Ordnung eingebunden, und das wiederum war das Element, mit welchem sich die Puritaner in England nicht abfinden konnten, weshalb sie nach Amerika auswanderten und dort dafür sorgten, dass sich Recht und Staat ein- für allemal nicht in eine Richtung entwickeln sollten, welche geeignet war, die Religion in irgend einer Weise einzubinden. Auch darauf kann ich hier nicht näher eingehen, ich wollte dies nur ergänzen, weil wir die Folgen dieser Entwicklung heute im Massstab eins zu eins in den US-amerikanischen Wahlen beobachten können, in welche die Religion eine Rolle spielt, welche ihr in Europa nie zugestanden werden dürfte.

In der naturwissenschaftlichen Forschung, in den Dingen, welche zahlenmässig beziffert werden können, ist das US-amerikanische Denken rational. In jenen Bereichen, welche nicht oder nicht nur zahlenmässig erfasst werden können, also in einem Teil der Gesellschaftswissenschaften und insbesondere in gesellschaftspolitischen Fragen, treffen wir gelegentlich auf eine Irrationalität, welche fast nur religiös oder moralisch-religiös erklärt werden kann.

Insbesondere – und damit erhellt sich der Zusammenhang mit dem fortgesetzten weltpolitischen Scheitern – hat die US-amerikanische Aussenpolitik grösste Mühe damit, aus Fehlern auf einem Schauplatz ihres Auftretens zu lernen und die selben Fehler am nächsten Schauplatz ihres Auftretens nicht mehr zu produzieren.

Diese Unfähigkeit des Lernens hat wiederum die selben Wurzeln, die ich vorher anhand der Begriffe «alt» und «neu» aufzuzeigen versuchte.

Wer überzeugt ist, selber über die beste – auch moralisch beste – aller Welten zu verfügen, und beseelt ist von einem durchaus religiös motivierten Eifer, dieses Beste in die ganze Welt hinauszutragen und alle Menschen davon zu überzeugen, der wird durch das Anerkennen der Notwendigkeit von Lernprozessen bald überfordert. Das europäische Denken hat mit solchen Lernprozessen weniger Mühe, und die europäischen Staaten sind deshalb in aussenpolitischen Aktionen etwas vorsichtiger.

¹ Haller G. Die Grenzen der Solidarität. Europa und die USA im Umgang mit Staat, Nation und Religion. Berlin: Aufbau-Verlag; 2002. 4. Aufl. 2003, Taschenbuchausgabe 2004.

Dies wiederum hat damit zu tun, dass Europa durch entsetzliche Erfahrungen hat hindurchgehen müssen und sich auch eine grosse weltpolitische Schuld aufgeladen hat, und dies über Jahrhunderte, am entsetzlichsten aber wohl in dem Jahrhundert, das unmittelbar hinter uns liegt. Da werden Lernprozesse zur absoluten Notwendigkeit.

Am deutlichsten wird dies heute im Entstehen und langsamen Wachsen der Europäischen Union, welche ein einmaliges und neues Experiment darstellt, mittels welchem Kriege künftig verhindert werden sollen. Ich habe diesen transatlantischen Unterschied aufzeigen wollen, weil ich die US-amerikanische Unfähigkeit des Lernens aus vorangegangenen Fehlern in der Aussenpolitik – oder besser gesagt in einer Kombination von Militär- und Aussenpolitik – nicht unter den Titel meines Referates subsumieren kann. Was wir heute beobachten können, ist nicht ein «Scheitern als Beginn», sondern ein Scheitern, das offensichtlich zur Wiederholung verdammt ist. Und dies – erstaunlicherweise – gerade aufgrund dessen, dass alles Neue so positiv und alles Alte so negativ gesehen wird. Wenn eine solche Sicht über Jahrhunderte gepflegt wird und sich immer mehr übersteigert oder gar religiös verklärt, dann wird eben «neu» zu moralisch gut, und «alt» wird zu moralisch schlecht. Und sobald das Alte moralisch negativ apostrophiert ist, verdrängt man es leicht, so dass man sich dann auch nicht mehr damit auseinandersetzen kann, um – wie ich es zu Beginn dargestellt habe – allfällig notwendige Änderungen in der Selbstwahrnehmung einleiten zu können.

Abschliessen möchte ich mit einer letzten Erfahrung, welche ich in der Auseinandersetzung mit dem Scheitern gemacht habe, und dies genau im eben dargestellten Umfeld in Sarajevo. Irgendwann im Laufe meiner fast fünfjährigen Arbeit habe ich definitiv realisiert, dass dieses Experiment aufgrund der Versuchsanlage kaum funktionieren konnte. Der Aufbau eines europäischen Staatswesens war unter den Vorbedingungen, welche in den Vereinigten Staaten geschaffen worden waren, jedenfalls in den ersten Jahren nach Kriegsende und in der übermächtigen Einflussnahme von jenseits des Atlantiks nicht möglich. Verschiedentlich überlegte ich mir, ob ich mein Amt nicht unter Protest niederlegen sollte. Ich tat es nicht, und dies aus zwei Gründen. Erstens war meine Position international zu wenig öffentlichkeitswirksam, wohl kaum jemand hätte meine Argumente hören wollen. Vor allem aber – und dies mein zweiter Grund – hätte es in der Schweiz sofort geheissen: «... da überlässt man einen international angesehenen Posten einmal einer Frau, und was tut sie? Sie verlässt ihn!» Ich habe mich während meiner ganzen Zeit als Politikerin für die Anliegen der Frauen ein-

gesetzt, und ich wollte das den Frauen in der Schweiz nun einmal nicht antun. Ich wollte die Frauen als Gruppe nicht scheitern lassen. Auch das ist ein Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Scheitern unter Umständen eine Rolle spielt, zwar eine kollektive und nicht eine individuelle, aber dennoch nicht eine unwichtige.

Dass ich fast meine ganze Amtszeit von fünf Jahren dann doch ausgenützt habe, das war nur möglich, weil ich mir in der zweiten Hälfte dieser Zeit auch vornahm, das Problem der transatlantisch unterschiedlichen Wahrnehmung vertieft zu studieren. Ich setzte meine Arbeit wie bis anhin fort, das heisst, ich führte eine Institution des Staates Bosnien und Herzegovina mit etwa 40 bosnischen und wenigen internationalen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, und ich war weiterhin persönlich damit befasst, in diesem kriegsversehrten Land eine Kultur der Menschenrechte verbreiten zu helfen, in öffentlichen Stellungnahmen und in Diskussionen mit Behörden. Aber daneben hatte ich nun gleichsam meine eigene Agenda. In vielen Diskussionen mit Delegationen aus Washington begann ich darauf zu achten, welche Fragen immer wieder gestellt wurden und welche überhaupt nie, obwohl ich fand, dass die entsprechenden Antworten von grosser Wichtigkeit für das Land gewesen wären. Und ich begann auch Rückfragen zu stellen, um das Interesse meiner Besucher besser zu erkunden. Was ich mit den dadurch gewonnenen Einsichten dereinst anfangen würde, wusste ich anfänglich noch nicht. Nach meiner Rückkehr hatte ich jedoch ein ziemlich genaues Bild vom Rechts- und Staatsverständnis nach US-amerikanischem Muster und inwieweit sich dieses vom europäischen Muster unterscheidet. Die historischen Hintergründe für diese Unterschiede habe ich dann später erarbeitet, und beides fand seinen Niederschlag im erwähnten Buch. Ich wollte es eigentlich nur deshalb schreiben, weil ich fand, dass ich doch eine etwas ausserordentliche Erfahrung hatte machen können, welche nicht vielen Leuten offen steht, und weil ich mich irgendwie verpflichtet fühlte, diese Erfahrung auch anderen zugänglich zu machen. Aber einiges an dieser Erfahrung ist auch ganz grundsätzlich eine Auseinandersetzung mit dem Scheitern.

Nun wünsche ich Ihnen eine differenzierte und erfolgreiche Auseinandersetzung mit diesem Thema, und ich danke Ihnen fürs Zuhören.

Dr. Dr. h. c. Gret Haller arbeitet heute als Publizistin in Bern. Sie präsierte 1994 den Nationalrat, war Botschafterin der Schweiz beim Europarat in Strassburg und von 1996 bis 2000 Menschenrechtsbeauftragte in Sarajevo. In Würdigung ihres Einsatzes für die Menschenrechte und der grundlegenden Analyse des unterschiedlichen Rechts- und Staatsverständnisses in Europa und in den USA hat ihr die Universität St. Gallen 2004 ein Ehrendoktorat verliehen. www.grethaller.ch